

Dirk Winkler

Zwischen zwei Meeren

Zwischen zwei Meeren

Polit-Drama / Psychothriller

04. September 2026

Alle Rechte am Stoff: Dirk Winkler, Berlin

Logline

Nach zehn Jahren Armeedienst gelernt, dass Schweigen das einzige Überleben ist, wird der nordkoreanische Fischer Cho von einem fremden deutschen Segler aus dem Japanischen Meer gezogen – und begreift, dass seine Rettung sein Todesurteil sein könnte: Jeder Tag, den er in Südkorea überlebt, bringt seine Frau und seine Mutter in Nordkorea, dem Verdacht, dem Verhör und dem Lager näher. Um sie zu retten, muss er sein Leben lang gelerntes Misstrauen einem Netzwerk aus Fremden anvertrauen – und mit ihnen wettlaufen gegen die Zeit, durch China, Laos und den Mekong, bevor ein einziges falsches Wort zu Hause alles zerstört, was er zu retten versucht.

1. Odaejin-nodongjagu / NORDKOREA

Der Himmel über Odaejin hatte die Farbe von alt gewordenem Metall, als Cho zum ersten Mal seit zehn Jahren wieder ein Boot bestieg, das nicht der Armee gehörte. Kein Wölkchen stand darin, und genau das ließ Pak, der Älteste der Mannschaft, mit

zusammengekniffenen Augen zum Horizont blinzeln, länger, als es ein ruhiger Morgen verlangt hätte.

„Zu still“, murmelte Pak, mehr zu sich selbst als zu den anderen, und spuckte über die Reling ins ölig glänzende Hafenwasser. Cho hörte es, sagte nichts. Zehn Jahre Volksarmee hatten aus einem schmalen Jungen einen Mann mit stillen Augen gemacht, einen, der gelernt hatte, dass Worte gefährlich sein können und Schweigen das Einzige ist, worin man sich nie irrt. Was ein Fischer an einem zu ruhigen Himmel las, konnte er nicht lesen. Er wusste nur, mit dem Gewehr umzugehen, mit dem Befehl, mit der Angst, die keinen Laut machen darf. Das Meer war eine Sprache, die er erst noch lernen musste – und etwas in ihm, das über zehn Jahre Drill hinaus überlebt hatte, flüsterte, dass ein Anfänger sie nicht an einem einzigen Morgen lernen würde.

Zu Hause wartete Mi-sun, seine Frau, die er erst vor einem Jahr geheiratet hatte, in den wenigen Wochen Urlaub, die ihm die Armee zugestanden hatte. Ihr Gesicht war das Letzte gewesen, das er am Kai gesehen hatte, bevor die *Sonbong 7* ablegte – ein Winken, klein und tapfer, wie man es tut, wenn man weiß, dass Angst niemandem hilft. Er hatte sich diesen Anblick eingeprägt wie einen Befehl, den er niemals vergessen durfte, ohne zu wissen, wie bald er ihn brauchen würde.

Vier Kollegen standen mit ihm an Deck, die Gesichter vom Salzwind geherbt, die Hände voller Narben von

Jahren, die Cho noch vor sich hatte. Der Älteste, Pak, klopfte ihm auf die Schulter, ein Griff, der beruhigen sollte und doch eine Spur zu fest ausfiel. „Erster Fang, Soldat. Das Meer ist gnädiger als dein Offizier.“ Cho lächelte nicht. Sein Blick blieb am Horizont hängen, an der Stelle, wo der metallene Himmel das Wasser berührte, ohne dass eine Linie zu erkennen war – als hätte jemand die Grenze zwischen beidem absichtlich verwischt. Tief in ihm war etwas wie Hoffnung: dass sich hier, auf dem Wasser, ein Leben finden ließe, das er Mi-sun eines Tages schenken könnte. Aber unter der Hoffnung, kaum wahrnehmbar, lag etwas anderes – dieselbe kalte Wachsamkeit, die ihn zehn Jahre lang am Leben gehalten hatte und die jetzt, ohne dass er wusste, wovor genau, wieder die Ohren spitzte.

Der Dieselmotor der *Sonbong 7* hustete beim Anspringen, ein trockenes, brüchiges Geräusch, das Cho unwillkürlich an einen Mann erinnerte, der zu lange nicht geatmet hatte. Niemand sonst schien es zu bemerken. Die Möwen, die sonst kreischend um die Boote zogen, waren verschwunden, alle miteinander, als hätte man sie gewarnt.

„Volle Fahrt“, rief Pak, und die *Sonbong 7* stieß vom Kai ab, hinaus aus der Bucht, östlich, ins Japanische Meer – hinein in einen Tag, von dem später keiner der fünf Männer an Bord ahnte, wie wenige Stunden ihm noch blieben, um sich zu entscheiden, wer von ihnen lebend zurückkehren würde.

2. Der Taifun

Er kam schneller, als die Wettermeldung es vorhergesagt hatte. Erst war es nur ein Schatten am Horizont, eine Wand aus Dunkelheit, die den metallenen Himmel binnen

einer Stunde auffraß. Dann war es der Wind – nicht mehr das vertraute Rauschen, mit dem Cho aufgewachsen war, sondern ein Heulen, das durch die Takelage schnitt wie eine Klinge, das an der *Sonbong 7* riss, als wollte es sie mit bloßen Händen auseinanderbrechen. Die Wellen wuchsen von zwei auf sechs, dann auf zehn Meter – Wände aus schwarzem Wasser, die sich vor dem Boot auftürmten, einen endlosen Atemzug lang stehen blieben, und dann brachen.

„Kurs halten!“, brüllte Pak, beide Hände am Ruder, die Knöchel weiß, während das Boot sich in einen Wellenberg hineinbohrte, kurz schwerelos wurde, und mit einem Schlag, der Cho die Zähne aufeinanderschlagen ließ, wieder ins Tal krachte.

Der alte Dieselmotor der *Sonbong 7* hustete, würgte, gab auf. Ein letztes, ersterbendes Rattern, dann nur noch das Tosen des Sturms und, darunter, etwas Neues: ein Knirschen aus dem Rumpf, tief und falsch, das jeder von ihnen im Bauch spürte, bevor der Verstand begriff, was es bedeutete.

„Rettungswesten!“, schrie Pak gegen den Wind, aber der Wind nahm ihm die Worte aus dem Mund und schleuderte sie ins Nichts. Neben Cho kämpfte sich einer der jüngeren Männer, Sok, auf allen vieren über das schlingernde Deck, die Finger nach einer Weste ausgestreckt, die im nächsten Moment eine Welle ihm aus der Hand riss, hinaus ins Dunkel, als hätte das Meer selbst entschieden, wer leben würde und wer nicht.

„Sok!“, rief Cho, seine Stimme dünn gegen das Brüllen des Sturms, und griff nach ihm – ihre Finger streiften sich, für den Bruchteil einer Sekunde, dann klaffte zwischen ihnen plötzlich Wasser, wo eben noch Deck gewesen war.

Ein Blitz zerriss den Himmel, und in seinem grellen,

weißen Licht sah Cho für einen Moment das ganze Boot: Pak am zerbrechenden Ruder, zwei Gestalten, die sich aneinanderklammerten am Bug, das Rigg, das sich wie ein sterbender Baum zur Seite neigte. Dann Dunkelheit. Dann eine Welle, hoch wie ein Haus, die sich über das Boot stülpte, nicht wie Wasser, sondern wie eine Faust. Der Aufprall nahm ihm die Luft aus der Lunge, bevor der Schrei sie verlassen konnte – ein Schrei, der vielleicht sein eigener war, vielleicht Paks, vielleicht aller fünf zugleich, unmöglich zu unterscheiden in dem einen, endlosen Moment, in dem die Welt kippte. Dann war da nur noch Wasser, kalt und schwarz und ohne oben und unten, das sich um ihn schloss wie ein Grab, das sich nicht entscheiden konnte, ob es ihn behalten wollte. Er kämpfte, ohne zu wissen, in welche Richtung. Seine Lungen brannten, sein Körper drehte sich in einer Strömung, die stärker war als jeder Befehl, den er je befolgt hatte, und irgendwo in dem betäubten Teil seines Bewusstseins, der noch denken konnte, dachte er nicht an den Tod, sondern an ein Gesicht am Kai, an ein Winken, klein und tapfer, und an das Versprechen, das er ihr nie laut ausgesprochen hatte: dass er zurückkommen würde.

Als er wieder Luft bekam, mit einem Würgen, das sich anfühlte, als risse es ihm die Kehle auf, war das Boot verschwunden. Auch Pak. Auch Sok. Auch die anderen beiden. Kein Ruf, kein Licht, kein Zeichen, dass es sie je gegeben hatte – nur die tobende, gleichgültige Schwärze des Japanischen Meeres, so weit sein Blick reichte, was in dieser Nacht nicht weit war.

Nur ein Stück der zersplitterten Bordwand trieb neben ihm, und er klammerte sich daran, wie man sich an das Leben klammert, wenn man zum ersten Mal begreift, wie wenig es wiegt, allein auf einem Ozean, der einen ganzen

Kai voller Männer in Minuten verschluckt hatte – und wie viel es trotzdem für die zählt, die zu Hause warten.

3. Zwei Seemeilen nördlich

Niels Wagner hatte Stürme gekannt, die Männer halb so alt umgebracht hätten. Dreiundsechzig Jahre, davon vierzig auf See, hatten ihn gelehrt, dass ein Taifun eine Prüfung ist, die man besteht, indem man mit ihr atmet, nicht gegen sie kämpft. Aber dieser hier hatte etwas Persönliches an sich, als hätte er es auf die *Elke* abgesehen.

Der Großbaum riss sich mit einem Knall los, der selbst im Heulen des Sturms wie ein Schuss klang, und schlug ihm die Schulter auf, bevor er reagieren konnte. Der Schmerz war weiß und sofort, ein Blitz, der ihm für einen Moment die Sicht raubte, während das Boot unter ihm wegkippte und wieder aufrichtete, wegkippte und wieder aufrichtete, in einem Rhythmus, der keine Pause kannte. Er biss die Zähne zusammen, presste die freie Hand auf die klaffende Wunde, und hielt sich mit der anderen am Steuer fest, als hinge sein Leben daran – was, in diesem Moment, nicht übertrieben war.

Stunden. Es fühlte sich an wie Stunden, in denen die Welt aus nichts bestand als Salzwasser in den Augen, dem Kreischen des Windes in der zerfetzten Takelage und dem einen, immer gleichen Gedanken, der ihn durch vierzig Jahre auf See getragen hatte: *Atmen. Halten. Überleben.* Zweimal glaubte er, das Boot würde kentern. Zweimal richtete es sich wieder auf, zitternd wie ein erschöpftes Tier, und Wagner mit ihm.

Dann, so plötzlich, wie er gekommen war, verzog sich der Sturm in ein müdes Nachbeben aus Regen und Dünung, und die Stille, die zurückblieb, war fast

schlimmer als das Tosen zuvor – eine Stille, in der man erst zu zählen begann, was einen der Sturm gekostet hatte.

Wagner begutachtete den Schaden mit der nüchternen Ruhe eines Mannes, der wusste, dass Panik jetzt niemandem half: das Vorstag gerissen, ein Leck im Vorschiff, das er nur notdürftig abdichten konnte, der Autopilot tot, seine eigene Schulter eine Wunde, die pulsierte, im Rhythmus seines Herzschlags. Er war allein, verletzt, Hunderte Meilen von der nächsten sicheren Küste, in einem Boot, das kaum noch seetüchtig war. Ein vernünftiger Mann hätte jetzt nur noch an sich selbst gedacht. Da sah er es. Ein dunkler Fleck im grauen Wasser, kaum mehr als ein Schatten zwischen den Wellenkämmen, der im nächsten Moment schon wieder verschwunden sein könnte. Treibholz, dachte er zuerst. Ein Stück Wrack, wie es nach jedem Sturm zu Dutzenden umhertrieb. Er wollte den Blick schon abwenden, zurück zu seinem eigenen, dringenderen Problem – doch etwas ließ ihn noch einmal hinsehen. Der Fleck bewegte sich.

Nicht so, wie tote Dinge sich bewegen, hin- und hergeworfen von der Dünung, ohne eigenen Willen. Sondern mit einem winzigen, ruckartigen Zucken, das gegen den Rhythmus der Wellen ging – die Bewegung von etwas, das noch kämpfte. Wagners Puls, gerade erst von der Anspannung des Sturms abgeklungen, schlug wieder schneller, und mit ihm etwas, das kein Instinkt der Selbsterhaltung war, sondern älter, tiefer: die Gewissheit, vierzig Jahre auf See erworben, dass man einen Menschen im Wasser niemals einfach zurücklässt – ganz gleich, in welchem Zustand das eigene Boot war. Er griff nach dem Ruder, seine verletzte Schulter aufschreiend gegen die Bewegung, und legte Kurs auf

den Fleck im Wasser, ohne zu wissen, was – oder wen – er dort finden würde, und ohne zu ahnen, dass diese eine Entscheidung, getroffen in Sekunden auf einem aufgewühlten Meer, sein Leben für immer verändern würde.

4. Rettung

Der erste Anlauf scheiterte, bevor er begonnen hatte. Eine Welle schob sich zwischen die *Elke* und den treibenden Körper, hob ihn hoch, ließ ihn außer Sicht sinken, und für einen Herzschlag lang war Wagner sicher, ihn wieder verloren zu haben – einfach so, nachdem er ihn gerade erst gefunden hatte. Dann tauchte der dunkle Fleck wieder auf, ein paar Meter weiter, kleiner, als hätte das Meer ihn schon halb verschluckt.

Der zweite Anlauf brachte ihn zu nah. Der beschädigte Bug der *Elke* schrammte an etwas Hartem vorbei – Wrackteile, vielleicht, oder der Mann selbst –, und Wagner riss das Ruder herum, das Herz in der Kehle, aus Angst, ihn zu erschlagen, statt ihn zu retten. Seine Schulter brannte bei jeder Bewegung wie Feuer. Erst der dritte Anlauf saß. Wagner ließ die Fender los, warf sich über die Reling, so weit, dass nur noch sein Gewicht am Handlauf ihn davor bewahrte, selbst über Bord zu gehen, und bekam den Mann am Kragen zu fassen. Der Körper reagierte nicht, kein Zucken, kein Widerstand – totes Gewicht, oder fast. Wagner zog, mit einem Arm, während der andere, verletzte, sich weigerte, mehr als ein dumpfes Pochen von Schmerz zu senden, und für einen furchtbaren Moment glaubte er, seine eigenen Kräfte würden nicht reichen, dass er den Mann halten, aber nicht heben könnte, dass beide gemeinsam ins Wasser zurückrutschen würden.

Dann, mit einem letzten Ruck, der ihm einen Schmerzensschrei entriss, kippte der Körper über die Reling und auf das Deck. Er wog so wenig wie ein nasses Segel und war doch schwerer als alles, was Wagner je gehoben hatte.

Kein Atem. Wagner presste das Ohr an die Brust des Mannes, hörte nichts als das eigene rasende Herz, und begann, mit Händen, die vor Kälte und Erschöpfung zitterten, den Brustkorb zu drücken, einmal, zweimal, ein drittes Mal – bis Cho sich plötzlich aufbäumte, Meerwasser hustend, würgend, als wollte er sich die Lunge aus dem Leib reißen. Ein Moment der Erleichterung, so heftig, dass Wagner selbst fast in die Knie ging. Dann verlor der Mann das Bewusstsein wieder, kam Sekunden später erneut zu sich, ein Auf und Ab zwischen Leben und Ohnmacht, das Wagner nicht einzuschätzen wusste – würde er ihn halten können, oder würde er ihm hier, auf dem eigenen Deck, doch noch entgleiten?

Er wickelte ihn in Decken, so schnell seine tauben Finger es zuließen, rieb ihm die Hände, sprach auf ihn ein, weil Schweigen sich in diesem Moment falsch anfühlte, auch wenn er wusste, dass der Mann ihn wahrscheinlich nicht verstand.

„Du bist in Sicherheit“, sagte er auf Deutsch, dann, sich erinnernd, auf gebrochenem Englisch: „Safe now. You live.“ Cho öffnete die Augen – und was Wagner darin sah, war nicht Dankbarkeit. Es war etwas Schärferes, Wacheres: die blitzschnelle, instinktive Musterung eines Mannes, der selbst im Angesicht des Todes nicht aufgehört hatte zu berechnen, wo er war, wer vor ihm stand, welche Gefahr das bedeutete. Ein alter weißer Mann mit grauem Bart und einer blutenden Schulter. Ein fremdes Boot. Eine fremde Flagge, die im letzten Wind

des abziehenden Sturms schlaff am Heck hing. Cho presste die Lippen zusammen, so fest, dass sie weiß wurden. Und schwieg – ein Schweigen, das für Wagner in diesem Moment nur Erschöpfung war, das aber, wie er noch nicht wissen konnte, der erste Zug in einem Kampf war, den keiner der beiden Männer kommen sah.

5. Die Karte

Am dritten Tag, als Chos Fieber gesunken war und er wieder klar denken konnte, breitete Wagner eine Seekarte auf dem Kajütentisch aus, mit der Bestimmtheit eines Mannes, der eine Entscheidung bereits getroffen hatte und nur noch die Zustimmung des anderen brauchte.

Er hatte die Nacht damit verbracht, den neuen Kurs zu berechnen, immer wieder, als könnte er die Zahlen durch schieres Wiederholen zum Bessern zwingen – die *Elke* würde Tsushima nicht erreichen, nicht mit dem beschädigten Rigg, nicht bevor die nächste Schlechtwetterfront kam. Es blieb nur eine Option, die die Karte, das Wetter und der Zustand seines Bootes zuließen, und Wagner, erschöpft und erleichtert, eine Lösung gefunden zu haben, ahnte nicht, dass er im nächsten Satz eine Tür öffnen würde, die er nicht mehr schließen konnte.

„Here“, sagte er und tippte mit dem Finger auf einen Punkt südlich der Linie, die er gezogen hatte, sein Ton der eines Mannes, der gute Nachrichten überbringt.

„Busan. South Korea. Safe port. Two days.“

Cho starrte auf die Karte. Auf das Wort, das dort in lateinischen Buchstaben stand: *South Korea*. Für einen Moment tat sein Körper gar nichts – kein Atemzug, kein

Zucken –, als hätte die bloße Nennung dieser zwei Worte etwas in ihm angehalten. Dann sah er, wie Wagners Finger die Linie nachzeichnete, gleichmäßig, ahnungslos, weg von Tsushima, weg von jedem stillen Hafen, an dem man ihn unbemerkt hätte von Bord gehen lassen können, hinein in einen Hafen mit Kameras, mit Journalisten, mit der Art von Aufmerksamkeit, die aus einem geretteten Fischer über Nacht eine Nachricht machte – und aus einer Nachricht, irgendwo, in einem Büro in Pjöngjang, einen Namen.

Sein Puls hämmerte plötzlich in den Ohren, lauter als das Knarren des Rumpfes, lauter als alles andere in der engen Kajüte.

„No“, sagte Cho. Das erste englische Wort, das er seit Tagen sprach, und es kam scharf heraus, viel schärfer, als er es gemeint hatte – ein Wort wie ein abgeschossener Pfeil, den man nicht zurückholen kann. Wagner sah ihn überrascht an, sein Finger noch immer auf der Karte, seine Stirn in Falten, die noch nichts von Sorge, nur von Verwirrung zeugten. „No? Busan is close. Is good, safe.“

„Not safe.“ Cho hörte selbst, wie seine Stimme zitterte, und hasste sich dafür – zehn Jahre hatte er gelernt, keine Regung zu zeigen, und jetzt zerbrach diese Disziplin an zwei englischen Worten, an einer Landkarte, an einem alten Mann, der nur helfen wollte und nicht verstand, dass Hilfe hier tödlich sein konnte. Sein Blick flackerte zur Kajütentür, zum Fenster, zum offenen Meer dahinter, als suchte er einen Ausweg, den es nicht gab – man konnte nicht vor einer Karte weglaufen, nicht vor einer Wahrheit, die einen bereits eingeholt hatte.

„Not safe for me“, sagte er schließlich, jedes Wort einzeln, wie ein Mann, der auf Glas geht.

Und in der Stille, die diesen drei Worten folgte, begriff

Wagner zum ersten Mal – noch ohne die Einzelheiten zu kennen, aber mit der Gewissheit eines Mannes, der lange genug gelebt hatte, um Angst von Höflichkeit zu unterscheiden –, dass er nicht nur einen erschöpften Fischer aus dem Meer gezogen hatte, sondern einen Menschen, für den jeder Hafen der Welt eine andere Art von Gefahr bedeutete. Und dass die einfache Lösung, die er die ganze Nacht berechnet hatte, überhaupt keine war.

6. Verzweiflung

In dieser Nacht saß Cho an Deck, während Wagner unten schlief, und rechnete, wie ein Mann rechnet, dem jede Rechnung ein Verlust ist.

Busan bedeutete Fernsehkameras, Nachrichtenmeldungen, seinen Namen und sein Gesicht, verbreitet in einer Welt, die er nicht kontrollierte.

Es bedeutete, dass in Pjöngjang irgendjemand – ein Beamter, ein Nachbar mit gutem Gehör, ein Verwandter, der zu viel redete – erfuhr, dass Cho aus Odaejin-nodongjagu lebte, gerettet von einem Ausländer, an Land gegangen im Feindesland Südkorea. Es spielte keine Rolle, dass er nichts getan hatte außer zu überleben.

Überleben auf die falsche Art war in seiner Heimat oft schlimmer als Sterben. Und für das, was er nicht zu verantworten hatte, würde eine andere geradestehen: Mi-sun. Man würde sie holen, mitten in der Nacht, ohne Erklärung, die eine Erklärung wäre.

Kwan-li-so – die Lager, von denen niemand sprach, weil jeder wusste, was sie waren. Für sie gäbe es kein Urteil, keinen Prozess, nur das Verschwinden.

Aber auch der andere Weg, den er in Gedanken durchspielte, führte ins Dunkel. Zurück nach Nordkorea,

gerettet und heimgebracht von einem westlichen Segler – das war, in den Augen des Regimes, kein Akt der Gnade, sondern ein Kontakt mit dem Feind. Man würde ihn befragen, tagelang, wochenlang, in Räumen ohne Fenster. Man würde wissen wollen, was er dem Ausländer erzählt hatte, was der Ausländer ihm erzählt hatte, ob er etwas gesehen, etwas gehört, etwas verraten hatte, das er gar nicht wusste, dass er es verraten hatte. Und selbst wenn man ihm am Ende glaubte – was nie sicher war –, würde der Makel bleiben, an ihm haften wie Salz auf der Haut, das man nicht mehr abwäscht. Mi-sun würde auch dann nicht sicher sein. Die Frau eines Mannes, der mit einem Ausländer gesehelt war, egal wie unfreiwillig, war keine Frau, der man traute. Es gab keinen Hafen auf dieser Karte, an dem Cho seine Frau nicht in Gefahr brachte, nur indem er am Leben blieb und irgendwo an Land ging. Er presste die Fäuste gegen die Augen, lautlos, wie er es in zehn Jahren Armee gelernt hatte – Schmerz, der keinen Laut machen darf, ist Schmerz, den niemand gegen einen verwenden kann.

7. Das Gespräch, das keins war

Am nächsten Morgen versuchte Wagner es noch einmal, geduldiger, die Karte wieder vor sich, den Finger nun langsamer über die Linien fahrend. „Cho. I don't understand. Busan – safe. Why no?“ Cho suchte nach den englischen Worten, die er in der Militärschule gelernt hatte, dünn wie Eis im Frühling, und fand nur Bruchstücke. „My wife“, sagte er schließlich, und seine Stimme brach dabei fast, was ihn selbst erschreckte. „If people see me – television, news – my wife. Camp. Prison camp.“

Wagner, der genug von der Welt gesehen hatte, um zu ahnen, was diese drei Worte bedeuteten, ließ den Finger von der Karte sinken. „And North Korea? If I bring you back?“

Cho schwieg lange. Dann: „Also camp. Maybe worse.“

Wagner setzte sich, die Wunde an seiner Schulter vergessen, und begriff zum ersten Mal, dass er einen Mann aus dem Meer gezogen hatte, für den es, gleich in welchen Hafen die *Elke* auch einlief, keine Rettung gab, die diesen Namen wirklich verdiente. Jede Karte, die er zeichnen konnte, führte für Cho nicht zu einem sicheren Ufer, sondern nur zu einer anderen Art, seine Frau zu verlieren.

„Then what do you want?“, fragte Wagner leise. „Where do I bring you?“

Cho sah aufs Meer hinaus, das keine Grenzen kannte und doch über jede Grenze entschied, die ihm noch blieb.

„I don't know“, sagte er. Und zum ersten Mal, seit Wagner ihn aus dem Wasser gezogen hatte, sah er in den Augen des jungen Mannes nicht mehr die stille Disziplin eines Soldaten, sondern nur noch die nackte Verzweiflung eines Menschen, dem jeder Weg, den die Welt für ihn bereithielt, denselben Preis abverlangte.

8. Ulsan

Zwei Tage lang sagte keiner der beiden Männer viel. Wagner studierte seine Karten, maß Distanzen mit dem Zirkel, verwarf Kurse, zog neue. Cho saß meist unter Deck, die Knie an die Brust gezogen, und beobachtete den alten Mann, ohne zu verstehen, wonach er suchte. Am Morgen des dritten Tages klappte Wagner die Karte zusammen und sah Cho an, als hätte er einen Entschluss